

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Montag, 28. Januar

1929.

(9. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Borten.

Jetzt rauschten die Klänge der Ouvertüre durch den Saal. Edith war über die Tonfülle erstaunt, denn sie hatte das Orchester, das, ganz nach Bayreuther Muster, verdeckt spielte, nicht bemerkt. Dann trat ein bekannter, besonders von den Badischen schwärmerisch verehrter Schauspieler vor den goldstrotzenden Vorhang und sprach einen Prolog. Das Publikum applaudierte und ein zweites Musikstück folgte. Ehe noch die letzten Töne verklungen waren, trat Reckmann in die Loge. Er begrüßte Thea mit ausgesuchtester Höflichkeit, nickte Edith und Detti verbindlich zu und veranlaßte, daß diese die Plätze tauschten. Thea mußte ganz dicht an die Brüstung rücken, damit das Publikum sie sehen könne. Widerstrebend folgte Thea dieser Anordnung, und bald zeigte es sich, daß Erich Reckmann es verstand, Reklame zu machen. Aller Augen wandten sich der Loge zu und ein Klüstern ging durch den Raum. Ihr, der dies galt, war es anfangs sehr peinlich, der Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu sein. Bald aber gewöhnte sie sich an dieses Anstarren und fand schließlich ein gewisses Behagen darin, so begafft und bewundert zu werden. Das einzige, was ihr inneres Gleichgewicht noch störte, war, daß Arthur Kramer sich noch nicht hatte blicken lassen. Er mochte sich wohl verspätet haben, denn auch in der Loge gegenüber, aus der jetzt die Direktoren Dunst und Schmittthener herüber grüßten, war er nicht zu sehen.

Der Saal verdunkelte sich, der Vorhang teilte sich und das Spiel begann. Plaudernd und scherzend kamen Baumann und die Bosetti durch den Laubengang geschritten, genau, als ob sie lebten. Selbstsame Unruhe ergriff Thea und ein über das andere Mal lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. Sie zerknüllte nervös ihr Spizentäschentuch und, völlig vergessend, daß ja der Film längst fix und fertig sei, lebte sie sich erneut in ihre Rolle ein. Endlich erschien auch ihr Bild, — sie wurde fast ohnmächtig, als sie sich jetzt, ein Kind an der Hand, aus den Büschen heraustreten sah. Ein anerkennendes Murmeln ging durch den Saal: sie sah wirklich entzückend aus in dem einfachen, schwarzen Kleidchen, das so vorzüglich ihre Figur zur Geltung brachte.

Thea starrte wie gebannt auf ihr Ebenbild. „Diese Bewegung war falsch und sieht gemacht aus“, dachte sie, überrascht darüber, wie klar und deutlich sie mit einem Mal jeden Fehler gewahrte. Doch das Publikum schien nicht so kritisch zu sein wie sie. Als der erste Teil beendet und die zahllosen Birnen im Saal wieder aufflamnten, ertönte lebhafter Beifall. Thea vermied es, in das Parkett hinunter zu sehen und suchte in der Direktorenloge Arthur zu erspähen. Er war noch immer nicht da, aber Dunst und Reckmann, die, zueinander gebeugt, eifrig gesprochen hatten, nickten befriedigt zu ihr hinüber. Edith, die wohl bemerkt hatte, wem der forschende Blick der Schwester galt, wandte sich an Detti mit der Frage, ob er Herrn Kramer nicht gesehen habe. Der Ungar runzelte die Stirn, begriff dann aber, daß nicht persönliches Interesse, sondern nur die Rücksicht auf Thea diese Bemerkung veranlaßt habe, und meinte, der Herr Regisseur werde sich sicher verspätet und unter ihnen, im Parkette, einen Platz noch gefunden haben.

Nun verdunkelte sich wieder der weite Raum und dasselbe, fast unheimliche Gefühl beschlich Thea. War es aber nun, daß sie bei der Aufnahme des zweiten Teils schon eine größere Sicherheit gefunden oder hatte die Zustimmung des Saales ihre kritische Fähigkeit abgestumpft — sie fand fortan viel weniger auszusagen. Als dann schließlich der tragische Knalleffekt, wie Kramer zu sagen pflegte, kam, da war sie völlig davon überzeugt, die größte Menschendarstellerin beider Erdhälften zu sein.

Neuer Applaus ertönte, diesmal noch viel stärker als vorhin. Sie war ganz betäubt, als jetzt Reckmann zu ihr hereinstürmte, ihr glückwünschend die Hand schüttelte und sie veranlaßte, ihrem Dank Ausdruck zu geben. Nur einen Augenblick zögerte sie, dann trat sie an die Brüstung und neigte ihren Kopf. Und wieder klatschten alle Hände.

Als die Gefeierte sich jetzt umwandte, harzte ihrer eine neue Überraschung. Die Logendiener brachten Sträuße und Lorbeerkränze angeschleppt, daß der kleine Raum sie kaum zu fassen vermochte. „Der unvergleichlichen Künstlerin“ las sie in leuchtenden Goldlettern auf einer der tiefroten Atlaschleifen. Das war sie, diese Künstlerin, sie, Thea Lossen, die noch vor wenigen Monaten bescheiden an der Schreibmaschine gesessen. Wie hatte sie solch ein ödes, sinnloses Leben mit seinem ewigen Einerlei nur zu ertragen vermocht ... ?!

Der unangenehme Eindruck, den diese Erinnerung in ihr hervorgerufen, wurde durch die Freude ausgelöscht, endlich Arthur eintreten zu sehen, dem Rechtsanwalt Welten auf dem Fuße folgte. Kramer segnete jetzt seinen Mut, der über den angeborenen Geiz gesiegt und ihn veranlaßt hatte, schon vor der Entscheidung ein prachtvolles Rosenarrangement für Thea zu bestellen. Thea strahlte über ihr ganzes lieblich gerötetes Gesicht, als man ihr den Korb überreichte und sie die sinnige Widmung „Der großen Siegerin — ihr Kampfgenosse!“ las. Sie drückte Kramer die Hand und blickte ihm lange in die Augen.

Als sie jetzt nebeneinander die lange Treppe hinunterschritten, nahm er sich fest vor, noch morgen das entscheidende Wort mit Mutter Lossen zu reden. Daran, daß sie jetzt von der Firma verlangen könne, was sie wolle, zweifelte er länger keinen Augenblick.

Direktor Reckmann hatte schon nach dem Erfolg des ersten Teils ein großes Hotel antelephoniert und — natürlich wieder auf Kosten des Reklame-Kontos — ein üppiges Festmahl bestellt. In mehreren Autos begaben sich alle Beteiligten hin.

Sogleich, nachdem der Sekt eingegossen worden war, hob Reckmann sein Glas und forderte in launigen Worten alle Anwesenden auf, die große Künstlerin Thea Lossen hochleben zu lassen. Dann bat Direktor Dunst um das Wort. Auch er feierte ihren Triumph — als Mensch und Freund, wie er sagte. Als Vertreter der Reckmann G. m. b. H. jedoch habe er ihr und den verehrten Anwesenden eine Mitteilung zu machen, die, wie er erwartete, allgemeinen Beifall finden würde. Er sei von seinen Mitdirektoren, so führte er, sich gegen Reckmann und Schmittthener verweigern, aus, beauf-

tragt, ihr hiermit einen dreijährigen Vertrag anzubieten. Mit dem vorgesehenen Honorar werde sie, wie er hoffe, zufrieden sein. Es sei ja nur recht und billig, daß sie der Firma, die ihren Ruhm begründet, auch ferner ihre künstlerische Tätigkeit widme.

Alles jubelte und schrie „Bravo!“, als Dunsch jetzt mit dem Dokument und einem Füllfederhalter in der Hand auf Thea zuschritt. Nur Kramer biß sich wütend auf die Lippen und verwünschte im stillen seine übergroße Vorsicht, — die ihm jetzt die Hände band. Als offizieller Verlobter hätte er gegen diese Überraschung, bei der die gerissenen Burschen unter der Maske der Großmut und Anerkennung ein glänzendes Geschäft machten, protestieren können. So aber mußte er schweigend mitansehen, wie Thea, zitternd vor glückseliger Erregung, den Vertrag unterschrieb.

Als er sich kurz danach erhob, um mit Rechmann anzustoßen, trat Weston auf ihn zu.

„Was meinen Sie, lieber Kramer“, sagte der Rechtsanwalt schmunzelnd, „wie bald da wieder mein Weizen blüht. Auf den Prozeß „Thea Lossen contra Rechmann G. m. b. H.“ freu' ich mich schon heute.“

7.

Bereits in der ersten Februarwoche bezogen Arthur Kramer und seine junge Gattin ihr elegantes Heim im Westen der Stadt, dessen wohnliche Einrichtung sie den ganzen Januar hindurch fast ausschließlich beschäftigt hatte.

Da er, wie er erklärte, kein Freund langer Verlobungen war und sich in seiner Rolle als Bräutigam, namentlich an den Abenden, die sie um Mutter Lossens runden Eßstisch verbringen mußten, herzlich ungemütlich fühlte, hatte Kramer auf einer möglichst baldigen Hochzeit bestanden. Leichten Herzens war Thea aus dem mütterlichen Haus hinausgezogen, voll unbändiger Glückszuversicht, der die kleinen, gelegentlichen Enttäuschungen im Beruf und im Privatleben nichts anhaben vermochten. Ihre gemeinschaftlichen Streifereien durch die glänzenden Geschäfte der Hauptstadt, von denen sie sich gewöhnlich in einem teuren Weinrestaurant zu erholen pflegten, hatten in ihr den schlummernden Trieb nach Luxus und Wohlleben geweckt. Nur ein Gedanke beherrschte sie bei Tag und Nacht: Sie wollte reich werden. Und da sie fühlte, daß Arthur in seinem rastlosen Streben nach Vorwärtkommen der richtige Mann war, sie beim Kampf um dieses Ziel zu unterstützen, schloß sie sich innig an ihn an, überzeugt, daß es wahre Liebe sei, was sie für ihn empfinde.

Je näher sie ihn allerdings kennen lernte, um so öfter drängten sich ihr unliebsame Vergleiche zwischen ihm und Frank Willinger auf. Wenn er seinen guten Tag gehabt und einmal an ihrer Seite sein aufreibendes Ringen um das höchste seiner Kunst vergaß, dann konnte er toll und lustig sein, wie ein Schulbub in den Ferien. Arthur Kramer dagegen, der kein Buch las, ohne sich zu fragen, ob er den Inhalt nicht ausnützen könnte, der nichts um der Sache selbst willen tat, sondern stets nur unter dem Gesichtswinkel des zu erwartenden Vorteiles handelte, kannte keine harmlose Heiterkeit. Ein Witz konnte ihm wohl ein ironisches Lächeln abnötigen — aber Lachen, ein herzhaftes Lachen, kannte er nicht. Thea wunderte sich zwar manchmal über sich, daß sie den Mann ihrer Wahl so kritisch beobachtete und seine Eigenschaften zergliedern konnte, doch sie schloß bald wieder beide Augen gegen seine Schwächen und fand schließlich, daß das zielbewußte Vorkommen auf eine geachtete Stellung und auf ein gutes Einkommen mehr wert sei als alles andere.

So waren es denn recht seltsame Gespräche für Neuvermählte, die das junge Paar an dem reizend gedeckten Frühstückstisch führten. Sie hatten von einer längeren Hochzeitsreise abgesehen und sich nur einige Tage Urlaub genommen, da die Arbeit im Atelier drängte. Ein Neugieriger, der sie belauscht, hätte sicher darauf geschworen, zwei geschäftstüchtige Kompagnons — nicht aber Liebende in den Flitterwochen zu hören. Da haarte es nur so von Worten wie: Konjunktur und

Konjunktur, Abschlüssen und Dividende. Thea schmolte wohl am ersten Morgen ein wenig, als sie bei ihm gar keine Anerkennung für ihr reizendes Morgenkleid fand. Ein ganz klein wenig poetischer hatte sie sich doch ihre junge Ehe extrahiert. Sie machte aber gute Miene zum bösen Spiel und legte bald im gleichen Fahrwasser, wie ihr Gatte.

Die schwarze Lore, die gleich so vielen anderen sich von Miriams gestürzter Größe abgewandt und zusammen mit einer böhmischen Köchin das Personal des jungen Haushaltes bildete, trat ein und meldete, daß Kramer am Telefon verlangt werde. Arthur eilte hinaus und sie hörte seine Stimme, die ihr heute merkwürdig schrill erschien, durch die geschlossene Tür schallen.

Es war Deri gewesen, der angefragt hatte, auf welchen Tag er die Statisten für die große Gesellschaftsszene bestellen solle, die den Höhepunkt ihres neuen Films bildete.

„Es ist dir doch recht, Theachen, wenn wir morgen wieder anfangen? Du weißt ja, daß es unser ureigenstes Interesse ist, wenn wir möglichst viel Sachen rausbringen.“

„Gewiß, mein Lieber!“ Das Stereotype ihrer Antwort berührte ihn peinlich. Hatte sie nicht mit denselben Worten seine letzte Frage beantwortet . . . ?

„Natürlich kommt es nicht nur auf die Quantität, sondern auch auf die Qualität dessen an, was wir den Leuten bieten. Ich habe darum auch dem Deri gesagt, daß ich mir diesmal die Statisten selber aussuchen werde. Es war ja schändlich, was der Kerl mir neulich zusammenengagierte hat! Eugen versteht es nicht. . . . Allerdings muß ich dich wohl heute nachmittag allein lassen. . . .“

„Kann ich nicht einmal mitkommen, wenn du die Leute bestellst?“

„In die Filmbörse? Aber, Liebste, wo denkst du hin? Das ist einfach ausgeschlossen, — völlig unmöglich ist das! Hast du eine Ahnung, mit was für Gesindel du da in Verührung kommen würdest? Nein, das geht nicht, — aber weißt du was? Du besuchst Mutter und Edith indessen. Ich bringe dich hin, hole dich ab, wenn ich fertig bin, und am Abend gehen wir dann zusammen ins Restaurant.“

Gleich nach dem Mittagessen brachen sie auf. Es war ein wundervoller klarer Frosttag. Auf den zu beiden Seiten des Fährdamms zusammengepackten Schneehaufen glitzerten tausend und abertausend Kristalle. Hier draußen, wo der Reichtum zu Hause war, sah man nur die Lichtheiten des Winters. Fröhlich lachend, die Wangen von der Kälte leicht gerötet, schritten die Menichen, in ihre Pelze gehüllt, dahin und atmeten mit gierigen Städterlungen die frische, würzige Luft. In heiterster Laune fuhren sie in das stille Hanjaviertel, wo Edith jetzt allein mit der Mutter hauste. Kramer war schließlich in eine so wohlige Stimmung geraten, daß er sogar versprach, einen Moment mit hinauf zu kommen, und kurz vor dem Ziel an einem Blumenladen halten ließ, aus dem er mit zwei Sträußen, für Schwiegermutter und Schwägerin, herauskam. Für Thea hatte er ein paar dunkle Rosen gewählt, die diese sich mit glücklichem Lächeln vorstreckte.

Die alte Minna hatte vor Erstaunen beinahe den Teller fallen lassen, den sie beim Öffnen der Türe gerade in der Hand hielt.

„Nein, gnädige Frau“, sagte sie fast schluchzend, „Sie glauben gar nicht, wie Sie uns gefehlt haben. Da wird sich aber Ihre Mutter freuen. . . !“

Als Kramer, leise vor sich hinstelfend, wieder auf der Straße stand und sich bedächtig seine Lederschuhe anzog, war er mit sich und der Welt sehr zufrieden. War es nicht entzückend, eine so junge, hübsche Frau zu besitzen, deren Eleganz seine Tasche nicht belastete. Und wie gefügig, wie nachgiebig war dieses reizende Wesen! Was hätte er sich wohl von der alternenden Miriam alles gefallen lassen müssen. . . !

(Fortsetzung folgt.)

Kaffee, das Schicksal des Landes.

Unter dem Titel „Die Kulturwalze. Brasilianische Erlebnisse“ erscheint soeben im Verlag Scherl, Berlin, ein lebendig und spannend geschriebenes Reisebuch. Der Verfasser Ernst S. Rothe schildert darin auf Grund jahrelanger persönlicher Erfahrungen höchst anschaulich Leben und Treiben in Brasilien. Er hat als Geometer das Land kreuz und quer bereist und viel erlebt: Aufstände, Jagden, Naturkatastrophen. Neben ausschweifenden kulturhistorischen und wirtschaftspolitischen Betrachtungen kommt Rothe besonders ausführlich auf die deutschen Siedlungsmöglichkeiten zu sprechen. Er zeigt dem Auswanderer, mit welchen Schwierigkeiten er im fernen, fremden Lande zu kämpfen hat und gibt Auskunft über alle Fragen, die in der Praxis auftauchen. Viele Bilder nach photographischen Aufnahmen sind dem wertvollen Buche beigegeben, aus dem wir nachstehend mit Genehmigung des Verlages einen Abschnitt wiedergeben.

Jedes Land agrarischer Form hat sein Schicksal: Rußland im Getreide, der Süden der U. S. A. in der Baumwolle und Brasilien in seinem Kaffee.

Wir Deutschen können uns das Dasein ohne den geliebten Kaffee kaum denken. Er bedeutet Wohlstand und Blage zugleich, wenn auch der Blage, dem Koffein, unsere chemische Industrie durch verschiedene Manipulationen zu Leibe zu gehen versucht. Selbst der Bescheidene unter uns verlangt nach einem Stimulans, und Kaffee ist das anregendste und billigste. Nicht mit Unrecht betont Heinrich Schiller, daß der Kaffee von seinen sollverhängender Obrikeiten immer noch gleichsam als Luxus betrachtet wird, dem man schon einen an und für sich horrenden Zoll aufzuden darf.

Den besten, aber auch teuersten Kaffee liefert die Republik Kolumbien. An den Abhängen ihrer Korbillen stehen über zweihundert Millionen Kaffeebäume in Kultur, in denen rund vierhundert Millionen Goldmark investiert sind. Von der auf zwei Millionen Sack geschätzten Ernte dieses Landes gehen 70 bis 80 Prozent nach U. S. A., in den Rest teilen sich Deutschland, England und Frankreich als Abnehmer. Die Kaffeekammer der Welt ist und wird jedoch Brasilien bleiben. Hier sind rund eine Million Hektar mit über neunhundert Millionen Kaffeebäumen bepflanzt. Damit wird von Brasilien drei Viertel der gesamten Weltproduktion bestritten. Der Sage nach soll ein Franziskaner um 1750 herum den ersten Kaffeestrauch von Maritima nach Rio de Janeiro gebracht haben. 1801 versuchte Brasilien seinen ersten Export mit ganzen zwei Sack; die Jahresausfuhr belief sich heute dagegen auf rund vierzehn Millionen Sack, von denen Deutschland allein anderthalb Millionen Sack abnimmt.

Kaffee bedeutet in Brasilien wiederum den Staatsbegriff Sao Paulo, denn in diesem Staate ist die Korn- bezw. Kaffeekammer des Landes. Also auf, dorthin!

Wir fahren von Rio de Janeiro aus drei Tage und Nächte durch endloses Land. Der Rücken ist krumm und lahm vom ewigen Sitzen, und die Hitze erzeugt maßlosen Durst. Auf winzigen, kläuberigen Stationen verlaufen schmutzige Negerjungen gelblichgelben Ananas und finkopfgroße, saftreiche Orangen. Im letzten Drittel der Fahrt wird die Lokomotive mit Holz geheizt und schleudert alsbald aus ihrem Schornstein ein stimmendes Funkenmeer, das sich zur Nachtzeit wie ein gewaltiges, bizarres Feuerwerk ausnimmt. Die glühenden Fäustchen kommen zu allen Ritzen des Wagens herein. Wuppdi! hat man ein Loch im Ananas. Der Lehmschutt will nicht zurückbleiben, und im Handumdrehen ist alles schokoladenbraun, Wäsche, Gepäck Mensch. Das Land rechts und links ist ein Hochplateau, weithin ziehen sich Hügel um Hügel, Steine bekommt man selten zu sehen. Jeder Wald fehlt. Rücksichtslos, ohne Zukunftsgedanken, wurde er ausgerottet. Der Paulistener hat heute unter diesem Raubbau schwer zu leiden, denn Holz ist teuer, aber immer noch billiger als die importierte Kohle. Endlich sind wir in Sorocaba. Hier heißt's aussteigen, denn wir sind in einem Zentrum der Kaffeepflanzungen. Unabsehbar weit erstrecken sich die wohlgeordneten grünen Reihen der Kaffeebäume. Und doch darf man sich nicht vorstellen, daß Sao Paulo nur aus Kaffeepflanzungen besteht. Im Gegenteil, der 290 000 Quadratkilometer große Staat mit seinen 5 000 000 Einwohnern, die sich größtenteils in den Städten und an den Bahnlinien gesammelt haben, hat noch weite Strecken Urwalds und Grassteppen, die der Urbarmachung harren.

Seine terra roxa („blaue Erde“), verwittertes Vulkan- gestein, sogenannter Diorit, ist der Idealboden für den Kaffee, zu dem sich äußerst zuträgliches Klima gesellt. Schwer nur lassen sich auf beengtem Raume die großartigen Eindrücke wiedergeben, die man beim Besuche der Kaffee-

plantagen erhält. Wie aufmarschierte Regimenter stehen die Kaffeereihen auf dem oft blutroten Boden, da und dort ragt noch ein verwitterter Baumstumpf des ehemals dichten Walds empor, gleichsam, als wolle er Klage führen gegen seine Vernichter.

Von allen Staaten Brasiliens zieht Sao Paulo die meisten deutschen Einwanderer an, die sich hier und da mit ihren meist bescheidenen Mitteln auch dem selbständigen Kaffeebau zuwenden, aber aus leichterkärligen Gründen vorerst keine Resultate erzielen werden.

Dominierend ist bis heute ausschließlich der Großbetrieb, der jährlich rund neun Millionen Sack Kaffee erzeugt.

Treffen wir schon in der Hauptstadt Sao Paulo auf 15 000 Reichsdeutsche und etwa 50 000 Deutschsprechende, sehen wir auch im Kaffeebau Deutsche, die allerdings mindestens ein Menschenalter im Lande sind, eine hervorragende Rolle spielen.

1924 starb hochbetagt der arm eingewanderte Kaffeekönig Franz Schmidt, der als Pächter nach dem Halbpartsystem unter widrigsten Umständen begann, um zum größten Kaffeepflanzenbesitzer der Welt aufzusteigen. Schmidt, der knapp lesen und schreiben konnte, war einer der besten Kolonialdeutschen.

Seine Stammpflanzung ist Monte Alegre. Von hier aus schuf Schmidt in zähem Aufbau sein Reich, einen Landbesitz, der mit seinen 1700 Quadratkilometer die Größe eines ehemaligen deutschen Fürstentums hat und in 52 Plantagen, die mit rund 16 Millionen Kaffeebäumen bestanden sind, eingeteilt ist. Hier hat er in 1100 Häusern 10 000 Kolonisten angesiedelt, mit ihnen produzierte er jährlich 250 000 Sack Kaffee.

Alles in allem zählt man im Staat Sao Paulo 15 000 Kaffeepflanzungen, von denen 11 000 mit 50 000, 1000 mit 100 000 bis 200 000 und 600 mit einer halben Million und mehr Bäumen bestanden sind.

Der gesamte Kaffee-Export geht über Santos. Dorthin werde ich den freundlichen Leiter in dem Kapitel „Veratod“ führen.

Der Anbau des Kaffees ist ebenso interessant wie einträglich. Die in Brasilien angebaute Coffea arabica ist in allen ihren Abarten ein vielfach verzweigter Strauch bis zu 5 Meter Höhe. Der Stamm ist gerade und glatt, die Blätter sind dunkelgrün und glänzend, die kleinen weißen Blüten duften aromatisch. Die meistgepflanzte Kaffeeforte ist der „café nacional“, der zwar kleinere Ernten als der „café bourbon“ liefert, dafür aber eine um so längere Lebensdauer hat. Unter den Varietäten der Kaffeesehlinge gibt es noch eine „maragogine“ genannte Art, die jedoch nur äußerst geringe Erträge ergibt.

Die Anlage einer Kaffeepflanzung wird gewöhnlich im Afforwege vergeben. In den Monaten April oder Mai, dem Ende der Regenzeit, beginnt das Abholzen des Urwaldes. Nach vier bis acht Wochen wird die derrubada (der niedergeschlagene Urwald) in Flammen gesetzt und zu Beginn der nächsten Regenzeit die Kaffeesehlinge in Bodenvertiefungen, die einen Abstand von 3 bis 4 Meter haben, gepflanzt.

Nach vier Jahren geben die inzwischen groß gewordenen Bäume den ersten Ertrag, der sich von Jahr zu Jahr, bei Durchschnittsernten bis zu 1 Kilo für den Baum, steigert. Die Ertragsfähigkeit eines Baumes dauert bis zu 40 Jahren. Die Früchte, Kaffeekirschen genannt, wechseln zur Erntezeit ihre frische grüne Farbe gegen dunkles Rot. Safelnußgroß und weichschalig, haben sie unter pergamentartiger Haut zwei gegeneinanderliegende halbrunde Kerne, die als Glasflasche bezeichnet werden. Enthält die Kirsche nur einen Kern, heißt sie Perl- oder Mokkaflasche.

Die Ernte beginnt gewöhnlich im Mai. Da die Kirschen nicht alle zu gleicher Zeit reifen, bedingen sie verschiedene Erntezeiten, die sich bis zum September hinziehen. Auf vielen Plantagen vereinfacht man sich jedoch die Arbeit, indem man die reifen Früchte einfach hängen und eintrocknen läßt, um sie später gemeinsam mit den nachgereiften Kirschen abzustreifen. Die Sortierung vollzieht sich dann derart, daß man die gesamte Kaffee-Ernte in ein mit Wasser gefülltes Bassin schüttet, wobei die trockenen Früchte infolge ihres leichteren Gewichtes oben schwimmen und bequem abgejoniert werden können. Nun beginnt die eigentliche Zubereitung, das beneficiamento. Die Frucht muß getrocknet werden. Je kleiner der Betrieb, desto umständlicher ist die Arbeit. Auf riesigen, mit Bagassein gepflasterten oder zementierten Tennen, terreiros genannt, die kreuz und quer mit wassergefüllten Rinnen durchzogen sind, wird die Frucht in dünnen Schichten am Boden ausgebreitet. Um eine gleichmäßige Trocknung zu erzielen, ist häufige Wendung unerlässlich. Abends und bei drohendem Regen werden die Kirschen zuhauf geschaufelt und mit wasserreichem Sadleinen bedeckt. Nach dieser Trockenarbeit werden die Früchte durch Spezialmaschinen sortiert, um dann als grüner Kaffee den Weg in die Kaffeemagazine anzutreten.

Die Anbaugebiete haben einen starken Arbeiterbedarf, der in früheren Zeiten durch importierte Sklaven gedeckt wurde. Seit Aufhebung der Sklaverei aber befinden sich die Unternehmer in einer dauernden Krise in bezug auf Arbeitskräfte. Für die Arbeit auf den Fazenden eignen sich in bezug auf ihre Anpruchslosigkeit eigentlich nur Italiener, Spanier und Portugiesen. Das staatliche Arbeitsamt in Sao Paulo vermittelt durchschnittlich jährlich 15 000 Familien Arbeit auf den Fazenden. Schon die Kinder können hier mithelfen, und da die Arbeit durchweg verakkordiert wird, hat die zahlreichste Familie natürlich die besten Verdienstaussichten. Allgemein werden einer solchen Familie einige tausend Kaffeebäume zur Pflege und Ueberntung übergeben. Man unterscheidet gewöhnlich drei Kategorien von Arbeitern. Die erste sind die sogenannten „colonos“, meist eingewanderte italienische, neuerdings auch japanische Familien. Als Entgelt für Pflege und Ueberntung von durchschnittlich 500 Kaffeebäumen erhalten sie jährlich bis 150 Mk. Reis, ebenso eine Extravergütung für die Ernte. Daneben haben sie freie Wohnung, freilich durchweg nicht nach deutschen Begriffen. Sie können sich ferner Haustiere halten und zwischen den jüngeren Kaffeeplantagen Bohnen und Mais anbauen und deren Ertrag verkaufen.

Die zweite Gruppe bildet die sogenannte „turma“, Junggesellen, die unter einem Vormann als Saisonarbeiter die arduen Arbeiten, wie Neuanlagen, Kaffeepräparation usw., erledigen. Ihnen folgen die sogenannten „camaradas“, die vielfach in der Nähe der Plantagen ihren Wohnsitz haben und gegen Tagelohn Ställe, Schreiner-, Schmiede- und andere Arbeiten verrichten. Meistens finden sich hier Neger, seltener eingeborene Arbeiter. Die ganze Fazendarbeit ist absolut nicht für den Deutschen und sei er noch so einfach eingestellt, geeignet, wie vielfach angenommen wird. Zwar heißt es geflüchtelt wunderschön, daß Ausbeutung der Arbeiter durch die Arbeitgeber, z. B. durch Verkauf von Lebensmitteln usw., verboten ist, aber gerade das ist verboten, wird bekanntlich gemacht, und wer will hier kontrollieren? Vorbehalt gibt es aus berechtigten Gründen selten, der Plantagenbesitzer hält ja verpflichtete Kaufleute (Venditores), die verführerischen Warenkredit gewähren. Dieses System führt gewöhnlich zur Verschuldung und Verelendung. Nicht nur, daß die Leute gehörig gerupft werden, weil sie mangels Konkurrenz zum Kauf um jeden Preis gezwungen sind, bietet auch der Kredit vielfach Anreiz zu unbesonnenen Käufen, die oft in keinem Verhältnis zum Einkommen des Arbeiters stehen. Dem Plantagenbesitzer ist diese Verelendung natürlich nur angenehm, da soziale Gesetze fehlen, müssen die Leute so lange an Ort und Stelle bleiben, bis sie ihre Schulden bezahlt haben. Und das kann unter Umständen eine kleine Ewigkeit dauern.

Man hat Versuche gemacht, die Erntearbeit zu mechanisieren. So probierte man einen Hackpflug, um das kostspielige Behacken der Kaffeestraucher durch Menschenhand auszuhebeln. Der Boden wird mit ihm bis dicht an die Sträucher heran bearbeitet, doch muß das direkt an den Sträuchern stehende Unkraut immer noch durch die Hand ausgerissen werden. Ebenso stießen die Versuche mit einer Erntemaschine in den Anfängen. Das Ernten mit der Maschine hat eine natürliche Ernte zur Voraussetzung, die darin besteht, daß man die Ährchen genügend reif werden läßt, um sie dann von den Zweigen einfach auf den Boden zu schütteln. Der Apparat saugt nun die Ährchen samt Blättern und Erde einfach auf und schiebt selbsttätig die Früchte aus die dann in einen besonderen Sack fallen.

Im groben und ganzen wird bei der Bodenbearbeitung Raubbau getrieben. So lange etwas herauszuholen ist, wird es geholt, um das Zukünftige oder gar um bessere Bewirtschaftung kümmert sich selten jemand. Es ist ja Land genug da. Wer gar eine für uns selbstverständliche künstliche Bewässerung einführt, ist ein fortschrittlicher Mann.

Wenn auch der Kaffee Deutschland nur als Importware erreicht so ist er doch ein gewichtiger Faktor im Handel und Leben unseres Landes. Aber wir werden in bezug auf seine Preisgestaltung immer mehr von nordamerikanischen Diktat abhängig, denn Uncle Sam strebt fühlbar auch in Südamerika danach Handel und Politik durch seine Monroe-Grundsätze zu beeinflussen.

Tolle Welt.

Eine Mäusegeschichte von Adrian M. Keller.

Es war schon ein Weisheit her, seitdem die Feldmaus ihre Freundin, die Stadtmäus, besucht, aber schnell wieder verlassen hatte, weil ihr das unruhige Leben, die Furcht vor der Köchin, die Angst vor der Rabe weitläufiger erschien als ihre eigene Armut, ihr bescheidenes, aber ungestörtes Dasein.

Die Stadtmäus erzählte gern und unter allgemeiner Beifall im Kreise der Familie und der Bekannten von der furchtbaren, engstirnigen Auffassung der Feldmaus. Die Zeiten waren wieder viel besser geworden, man lebte wirklich gut und sorglos. Die Inflationszeit war zwar auch den Mäusen etwas an die Nieren gegangen, obwohl sie sich noch am ehesten zu helfen wußten. Aber seither war's von Tag zu Tag angenehmer geworden. Hauspersonal konnten sich nur wenige halten, die jungen Hausfrauen aber fürchteten sich im Dunkeln und besonders vor Mäusen, sie ichren, wenn sie eine haben und lesen davon. Raten wurden überhaupt abgeschafft, sie packten nicht in die fortschrittlichen Haushaltungen, in denen auch die Frau an die Arbeit ging und keine Zeit für Ratenidylle hatte. Die Hauswirte aber, das war die Hauptsache, taten nichts mehr für die Käufer, und was an Wiederherstellungen wirklich geschah, war „Für die Rat“, führte aber nicht an die geheimen Schlupfwinkel, an die versteckten Zugänge der Mäule. Statt, wie früher, um zehn, wurden die Treppen schon um acht Uhr abends verdunkelt. Man konnte sich von da ab ganz ungeniert bewegen. Keller und Böden zu beleuchten, fiel keinem ein, auch wenn man an die Bodentür schrieb: „Betreten mit offenem Licht verboten“, und auch wenn man ab und zu Drohbriele von Mietern erhielt, die sich im Keller Beulen geholt oder Einmachtopfe zerfchlagen hatten.

Kurz und gut, die Stadtmäus hatte eine gute Zeit, sie hatte einer ansehnlichen Familie das Leben geschenkt, sie lachte über die dumme Feldmaus und ihre Ängste. Ihr Hauptmagazin war natürlich die Vorratskammer, und sie wußte an alle Sachen heranzukommen, wenn sie auch noch so gut aufgehoben wurden. Ein dunkler Korridor, der gar keine Gefahr bot, führte in die Küche, die auch keine großen Schwierigkeiten machte, und von da ging's in die Speisekammer, wo es ab und zu eine besondere Delikatesse zu holen gab.

Aber eines Tages geschah etwas sehr Unangenehmes. Männer waren gekommen, mit Drähten und Glasfugeln. Und seither war es in der ganzen Wohnung scheußlich ungemütlich. Wenn die Hausfrau die Speisekammer betrat, gab es einen kleinen Knacks, und dann war es strahlend hell. Sie tat zwar nichts, wenn sie einen von der Mausefamilie antrat, schrie nur und lief davon, doch irgend ein unangenehmes Gefühl blieb zurück. Am unangenehmsten war, daß der einst so anheimelnd-dunkle Korridor jetzt sogar ständig in Licht glänzte. Der Mausvater konnte sich erinnern, daß er einmal jemand sehr hatte schimpfen und schämen hören, weil er sich in dem dunklen Gang das Schenkel gestochen hatte, und er führte die ganze Veränderung hierauf zurück. Und auch durch die Küche konnte man nun noch hindurch, wenn keiner drin war. Sonst war es doch schon einmal vorgekommen, daß eine von den kleineren, noch ungeschickten Mäusen einen Fuß heißes Wasser über das Fell bekommen hatte. Und eines Tages fand sich der Mauseonkel Max in jämmerlicher Lage tot in einem teufelischen Instrument vor, das die Hausbewohner unzweifelhaft mit hinterhältiger Absicht aufgestellt hatten.

Das war zu viel für die stolze Stadtmäus. Sie wollte ihre Ruhe und ihr gutes Leben wieder haben. Diese Lichtfugeln waren an allem Übel schuld, sie mußten unschädlich gemacht werden. Aber das war nicht einfach. In die Kugel selbst konnte sie nicht heran, große, dicke Glasröhren schützten sie bald aber hatte sie herausbekommen, daß die Drähte, die die Männer gezogen hatten, das Licht auf geheimnisvolle Weise vermittelten. Indessen, auch diese waren schwer zugänglich und in dünnen Röhren verborgen, denen die Mausezähne nicht gewachsen waren. Endlich fand sie aber doch eine Stelle, die offenbar flüchtig gelegt war. Hier lagen die Drähte auf Daumenbreite frei. Sofort ging sie an die Arbeit. Die Drähte schienen aus schwarzem, zähem Stoff zu sein. Schließlich gab er nach, bald schimmerte es goldig hervor. Aber dann versagte wieder die Schärfe des Mausezahns. Nun, wenn's beim einen nicht ging, da waren ja zwei Drähte, vielleicht gelingt's beim andern.

Das wurde dem Mäusen zum Verhängnis. Denn als es auch hier die Umhüllung zernagt und die kupferne Seele erreicht hatte, erlitt es einen heftigen Schlag. Das Licht ging überall aus, ihr brochendes Auge erlachte noch diesen letzten Triumph. Dann war's vorbei.

Wenige Minuten später entfernte der Hausherr ihren toten Körper von den augenagten Drähten, die den Strom durch das weiße Mäusen und eine Pöte von der einen blauen Stelle zur anderen gesandt hatten. Die Sicherungen hatten ihren Dienst getan und waren im Handumdrehen ausgewechselt. Weiter nahmen die stolzen Menschen keine Notiz von dem Vorfalle.

Die trauernde Mausefamilie aber floh hinaus aus dem Hause des Schreckens — hin zur Feldmaus, die herzlich, aber gesicherter ihr Leben fröhete.